Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 24

Artikel: Der Beildieb
Autor: Borel, Henri
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670084

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Einem Arzte ins Stammbuch.

Glaubst du, mit dem Behorchen und Beklopfen
Und allem zünft'gen Wissen sei's getan?
Zum Heil des Kranken ist das nur ein Tropfen
Und deine Mission fängt jetzt erst an.
Du magst die Krankheit noch so fein erkennen,
Magst raffiniert erklügeln ihren Grund,
Gelehrt bei ihrem Namen sie benennen —
Damit machst du den Kranken nicht gesund.
Wenn, so du kommst, nicht seine Augen leuchten,
Ein Freudeschein nicht seine Züge deckt,
Wenn er die Hände nicht, die fieberfeuchten,
Vertrauend, hoffend dir entgegenstreckt.
Und wenn aus deinem eignen Händebeben
Nicht etwas in ihn strömt, das ihn beseelt
Mit Kraft und Mut und Glück und neuem Leben,
Dann hast du, glaub mir's, den Beruf verfehlt.
Nicht Wissen macht's, Erkenntnis nicht des Falles
Bloß und gelehrter Krimskrams drum und dran —
Verstehen, Mensch sein, Freund sein, das ist alles:
Die Liebe haben, darauf kommt es an!
Dann wird ein Wunder dir oft dort gelingen,
Wo eitle Wissenschaftlichkeit versagt —
Der Liebe Kraft, sie kommt vor allen Dingen,
Weil sie das Wissen gottgleich überragt!

Arthur Zimmermann.

Der Beildieb.

Von Henri Borel.

Er hatte lange dafür gespart, der arme Wang, aber nun hatte er es endlich, sein schönes, funkelnagelneues Beil. Der Stiel war aus tadellosem, weißem Holz, der Stahl schimmerte in herrlich blauem Glanze und war haarscharf. In den dicksten Baumstamm schlug er es mühelos, als ob er mit einem Löffel durch lockeren Reis fuhr, und den dünnsten Zweig schnitt er damit durch wie ein Haar mit einem Rasiermesser. Seine Frau und seine Kinder mußten immer von neuem das prachtvolle Werkzeug bewundern, und er ließ von einem Dorfschreiber — denn arme Tagelöhner sind der geheimnisvollen chinesischen Schrift nicht mächtig — auf den Stiel drei antik stilisierte Buchstaben malen, welche bedeuteten: „Unübertroffene Kostbarkeit der Götter." In seiner freien Zeit, noch am späten Abend, und des Morgens in der frühesten Frühe, machte er sich allerlei eigentlich unnötige Arbeit auf dem Hofe hinter seiner ärmlichen Hütte, nur um sein schönes Beil gebrauchen und alles damit kappen und schneiden zu können. Des Abends, bevor er sich zur Ruhe legte, wischte er den Stahl sorgfältig ab, putzte das Holz, bis es glänzte, schmierte das Beil vorsichtig mit Kokosöl ein, und des Morgens, wenn er vor seiner Frau aufstand, entfernte er das Öl wieder behutsam und rieb das teure Gerät mit einem alten Seidenlappen, bis es aussah, als ob es eben aus den Händen des Beilmachers gekommen wäre.

Eines Morgens, als er, noch schlaftrunken, sein Beil unter dem schwankenden Bambusbett hervorholen wollte, wo er es niederzulegen pflegte, bevor er schlafen ging, fand er es nicht.

Wie ein Wahnsinniger lief Wang durch seine Hütte und durch seinen Garten. Holzhacken im Walde konnte er an diesem Tage nicht, und also nichts verdienen, denn sein altes Beil hatte er verkauft.

Als er so, wie von Sinnen, in seinem Garten stand, sah er über der Hecke den Kopf seines

Nachbarn Lin auftauchen. Was für ein bösartiges Gesicht! Daß ihm dies früher nie aufgefallen war! Was für falsche Augen, was für gemeine Züge, was für ein struppiger, häßlicher Bart! Und wie falsch schielte er nach ihm hin! So richtig das Gesicht eines Beildiebes! Ja, es war kein Zweifel möglich, sein Nachbar hatte das Beil gestohlen!

Wang biß die Zähne zusammen, sagte aber nichts. Nur stieg er unauffällig auf einen Baum, um Lin unbemerkt zu beobachten. Dort ging er, der Beildieb! Sieh nur, seine Ohren, so weit vom Kopf abstehend, seine Hände, mit den raubgierigen langen Fingern, seine bloßen Füße, mit den klauenartigen Zehen, sein Gang, so vorsichtig und hinterlistig, war dies alles nicht wie bei einem richtigen Beildieb?

Wang wurde immer stiller und stiller. Er sagte nichts mehr zu Hause über sein verlorenes Beil, er lief nur schweigend hin und her, hin und her, mit ungeflochtenem Zopf und das Haar unordentlich auf dem Rücken hängend — ein Zeichen der Verzweiflung zur damaligen Zeit, als die Söhne Hans noch Zöpfe trugen — und in seinen Augen funkelten Blutdurst und Rachsucht.

Jeden Morgen, jeden Mittag, jeden Abend belauerte Wang seinen Nachbar Lin, und wenn er ihn in seinem Garten hantieren hörte, stieg er auf den Baum. Noch nie hatte er ein so monströses Vorbild von einem Beildieb gesehen. Es stand auf seinem gemeinen Gesicht geschrieben, daß er ein Beildieb war, seine Augen verrieten es, seine Bewegungen zeigten es so deutlich, als ob sie genau nachmachten, wie er das Beil gestohlen hatte, an seinen Händen konnte Wang es mit Sicherheit erkennen, wie sie das Beil festgehalten hatten. An seiner Jacke, die sich vorn aufbauschte, konnte Wang bemerken, daß ein Beil darunter versteckt war, und daß er immer wieder seinen Garten nach allen Richtungen durchlief, wobei er sich argwöhnisch und ängstlich umsah, war ihm ein Beweis, daß Lin die Absicht hatte, das Beil irgendwo heimlich zu vergraben.

So ging es weiter, Tag für Tag. Wang lief jetzt mit einem kleinen, überscharf geschliffenen Messer umher, mit dem er seine Rache vollziehen wollte, sobald er Lin mit dem gestohlenen Beil in der Hand ertappen würde. Das ganze Grundstück seines Nachbarn war das Grundstück eines Beildiebes geworden. Alles in und um und bei und an ihm verriet es, schrie es heraus: Beildieb! Beildieb!

Da, eines Abends, stieß Wang zufällig gegen einen scharfen Stein, der neben einem großen Haufen dürrer Blätter in seinem Garten lag, und plötzlich erinnerte er sich, wie er, vor einer Reihe von Tagen, sein Beil unter den Blättern vergraben hatte, als er eben in einem Eckchen ein Bedürfnis verrichten wollte und fürchtete, daß das Beil gestohlen werden könnte, wenn er es offen liegen ließ.

Aufgeregt durchwühlte er mit der Hand die Blätter, und richtig: da lag sein Beil, unangerührt und tadellos!

Zufällig sah er in diesem Augenblick das Gesicht seines Nachbarn wieder über der Hecke auftauchen.

Es war ein ganz gewöhnliches, gutmütiges Gesicht, das nichts von einem Beildieb hatte.

Berechtigte Übertragung aus dem Holländischen von Willy Blochert.

Aus Natur und Kultur.

Neue Zuckerquellen werden heute gesucht. Bekanntlich wird der Zucker aus Pflanzen gewonnen, die seine Fabrikanten sind, vor allem das tropische Zuckerrohr und bei uns die Zuckerrübe. Man hat zwar schon manche andere Pflanzen auf Zucker verarbeitet, z. B. Ahorn; aber ohne größeren Erfolg. Jetzt hat man Zucker mit Erfolg aus Mais gewonnen, und in Amerika aus einem zu den Astern gehörigen Unkraut, das wetterfest ist und dessen Zucker viel mehr süßen soll als sonstiger.

Wie Schlangensterne sich helfen. Schlangensterne sind Seesterne mit sehr langen, dünnen und leicht beweglichen Armen. Schon P. Preyer machte mit ihnen vor etwa 40 Jahren folgenden sehr interessanten Versuch. Er überzog einen der Arme mit einem Gummischlauch. Man kann sich denken, daß so etwas für das Tier nicht gerade angenehm ist; aber selbst diese einfach gebauten Tiere wissen sich zu helfen. In besagter Lage beugen sich die übrigen Arme zu ihrem so ungebührlich behandelten Genossen und bewirken durch andauerndes Kratzen, daß der Gummischlauch abgeschoben wird. Ja, sie wenden auch wohl noch eine zweite Methode an: sie halten den Gummischlauch fest, und das